

Heft 9/2012

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller

Sonderdruck

germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Inhaltsverzeichnis

Editorial VII

Jahresversammlung der SAGG (Basel, 5. November 2011)

REGULA SCHMIDLIN Zum Erzählerwerb aus linguistischer Sicht: Narrative Strukturen in Monolog und Interaktion	1
RÉJANE GAY-CANTON Wenn Heiden und Juden den Christen zum Beispiel werden. Zur Kontroverse um die Empfängnis Marias im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit	15
YEN-CHUN CHEN Das Alte und das Neue im ›Rappoltsteiner Parzifal‹. Komplementarität als kohärenzstiftendes Moment in mittelalterlichen Graldichtungen	29
MARIO WICKI Gibt es ein Schweizer Standarddeutsch? Pro und Contra	35

Aktuelle Editionsprojekte in der Schweiz

PETER STOCKER Adressaten und Adressierungen in Robert Walsers Briefen und ihre editorische Behandlung in der Kommentierten Berner Ausgabe (KBA)	57
ULRICH WEBER Vernetzungen: Die textgenetische Edition des ›Stoffe‹-Projekts von Friedrich Dürrenmatt im Umfeld anderer Nachlass-Editionen	79
MAGNUS WIELAND / SIMON ZUMSTEG Hermann Burgers ›Lokalbericht‹. Von der Archivfiktion zur Archivedition	91

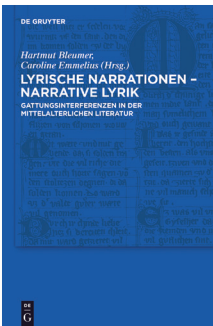
Buchbesprechungen

Wolfram von Eschenbach. Ein Handbuch, hg. v. Joachim Heinze (ULRICH MÜLLER)	111
Susanne Knaeble: Höfisches Erzählen von Gott. Funktion und narrative Entfaltung des Religiösen in Wolframs ›Parzival‹ (MICHAEL DALLAPIAZZA)	117

Gottfried von Straßburg. <i>Tristan und Isold</i> , hg. v. Walter Haug und Manfred Günter Scholz (NATHANAEL BUSCH)	121
Wigamur. Kritische Edition – Übersetzung – Kommentar, hg. v. Nathanael Busch (CHRISTIAN KIENING)	124
Björn Reich: Name und <i>maere</i> . Eigennamen als narrative Zentren mittelalterlicher Epik (GERT HÜBNER)	127
Reinhard Hahn: Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur Thüringens (FRITZ PETER KNAPP)	131
Stefan Seeber: Poetik des Lachens. Untersuchungen zum mittelhochdeutschen Roman um 1200 (CORINNA VIRCHOW)	134
Christian Kiening: <i>Unheilige Familien</i> . Sinnmuster mittelalterlichen Erzählens (JUSTIN VOLLMANN)	139
Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts, hg. v. Theodor Nolte / Volker Schupp (HOLGER RUNOW)	142
Tobias Lüpkes: <i>Varianz</i> . Studien zu einer kulturellen Verortung am Beispiel Walthers von der Vogelweide (JUDITH LANGE)	148
Lyrische Narrationen – narrative Lyrik. Gattungsinterferenzen in der mittelalterlichen Literatur, hg. v. Hartmut Bleumer / Caroline Emmelius (GABRIEL VIEHHAUSER)	150
Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur, hg. v. Mathias Herweg / Stefan Keppler-Tasaki (CHRISTOPH HUBER)	164
Wissenstransfer im Deutschunterricht. Deutsch-jüdische Literatur und mittelalterliche Fachliteratur als Herausforderung für ein erweitertes Textverstehen, hg. v. Thomas Bein / Hans Otto Horch (KATHRIN CHLENCH)	168
Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. Andreas Gardt / Mireille Schnyder / Jürgen Wolf (LYDIA WEGENER)	171
Helmut Birkhan: <i>Nachantike Keltenrezeption</i> . Projektionen keltischer Kultur (YEN-CHUN CHEN)	176
Simon Zumsteg: <i>«poeta contra doctus»</i> . Die perverse Poetologie des Schriftstellers Hermann Burger (JULIAN REIDY)	179
Autorinnen und Autoren	187

geschrieben. Dies impliziert jedoch keinen Rückschritt zum Autortext, wie ihn Generationen von Germanisten editorisch zu erreichen suchten. LÜPGES präsentiert Hybrideditionen mit digitaler Komponente – namentlich im Sinne des Berner Parzivalprojekts (S. 344) – als praktikablen Lösungsvorschlag zur Editionsproblematik variantenreicher Texte: «Ein kritischer Lesetext könnte gedruckt erscheinen, wobei es auch hier wichtig wäre, zumindest die vom Editor als «sinnvoll» erachteten Fassungen parallel zu drucken sowie Varianten im Apparat zu verzeichnen. In digitaler Form stünde dann das gesamte Material zur Überlieferung und Textgeschichte bereit» (S. 346). Das Kapitel zur Edition bietet, wie bereits erwähnt, keine neuen Ansätze, sondern bekräftigt nach einer Aufarbeitung des editionswissenschaftlichen Diskurses der letzten Jahrzehnte lediglich die Vorgehensweisen der modernen Editionswissenschaft. Es bildet aber im Gesamtkontext den runden Abschluss einer lesenswerten Arbeit.

JUDITH LANGE



Lyrische Narrationen – narrative Lyrik. Gattungsentferenzen in der mittelalterlichen Literatur, hg. v. Hartmut Bleumer / Caroline Emmelius. De Gruyter, Berlin / New York 2011 (Trends in Medieval Philology 16). 404 Seiten. ISBN 978-3-11-021593-9.

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge einer Tagung aus dem Herbst 2008, die sich aus interdisziplinärer Perspektive mit den generischen Übergangsformen zwischen Lyrik und Erzählung in mittelalterlicher Literatur befasst hat. Der Rahmen, in dem sich diese Themenstellung bewegt, wird von den beiden Herausgebern, HARTMUT BLEUMER und CAROLINE EMMELIUS, in einer ausführlichen Einleitung zum Band abgesteckt («Generische Transgressionen und Interferenzen. Theoretische Konzepte und historische Phänomene zwischen Lyrik und Narrativik»):¹ Ausgangspunkt für ihre innovative Herangehensweise ist dabei eine eigentlich traditionelle, aber lange Zeit beiseite

1 BLEUMER hat das transgenerische Konzept zudem schon zuvor in einer Reihe von Einzelstudien entwickelt und expliziert, vgl. ders.: Walthers Geschichten? Überlegungen zu narrativen Projektionen zwischen Sangspruch und Minnesang, in: Der acht-hundertjährige Pelzrock. Walther von der Vogelweide – Wolfger von Erla – Zeiselmayer. Vorträge gehalten am Walther-Symposium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 24. bis 27. September 2003 in Zeiselmayer (Niederösterreich), hg. v. HELMUT BIRKHAN, Wien 2005 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte 721), S. 83–102; ders.: Gottfrieds «Tristan» und die generische Paradoxie, in: PBB 130 (2008), S. 22–61; sowie ders.: Der «Frauendienst» als narrative Form, in: Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung, hg. v. SANDRA LINDEN / CHRISTOPHER YOUNG, Berlin / New York 2010, S. 358–397.

geschobene Fragestellung der Literaturwissenschaft, nämlich jene nach dem Status von literarischen Gattungen bzw. nach der Möglichkeit, diese Gattungen trennscharf abgrenzen zu können.

Diese Frage hat bekanntlich nicht nur in der mediävistischen Forschung oft genug zu aporetisch anmutenden Diskussionen geführt.² Bei mittelalterlichen Texten wird die Gattungsfrage jedoch im verschärften Masse zum Problem, da sich die vormoderne Literaturproduktion durch ihre mangelnde Ausdifferenzierung und Institutionalisierung charakterisieren lässt, weshalb sie auch die institutionelle Verankerung von vorgegebenen Gattungsformen vermissen lassen muss. Die ›Literatur vor der Literatur‹ zeichnet sich dementsprechend zwar durch eine auffällige Formiertheit aus, die jedoch gerade nicht in systematische Ordnungen mündet bzw. in diesen Ordnungen reflektiert wird;³ ein explizit ausformuliertes, begrifflich geordnetes Gattungsverständnis scheint der volkssprachigen Literatur im Mittelalter zumindest zu fehlen.⁴

BLEUMER und EMMELIUS sehen nun eben diese mangelnde Verfestigung der Textsorten als Chance, um sich über die zunächst als gattungstheoretisches Ärgernis erscheinenden Übergangsformen einer adäquaten Beschreibung des mittelalterlichen Gattungs-‹Systems› anzunähern: «Wenn sich Literatur erst institutionell verfestigen muss», dann sind literarische Gattungen «als offene Felder zu konzipieren» (S. 1), die sich, vom Institutionalisierungsdruck gleichsam ungezähmt, dynamisch entwickeln können und in ihren Grenzen erst verhandelt werden. Dies hat zur Folge, dass generische Interferenzen nicht als Ausnahmen zu beschreiben sind, sondern als Normalfälle, die einen ausschnittshaften Blick auf das in Entstehung begriffene literarische Feld ermöglichen: «Generische Spannungsverhältnisse wären hier also nicht schon über Gattungsdifferenzen zu bestimmen, sie wären zuerst als dynamische Praxis

2 Bekanntestes Beispiel in der germanistischen Mediävistik ist die mit Vehemenz geführte Diskussion um das sogenannte ›Märe‹. Vgl. dazu als Eckpunkte HANNS FISCHER: Studien zur deutschen Märendichtung, Tübingen 1968; JOACHIM HEINZLE: Märebegriff und Novellentheorie. Überlegungen zur Gattungsbestimmung der mittelhochdeutschen Kleinepik, in: ZfdA 107 (1978) S. 121–138; HANS-JOACHIM ZIEGLER: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen, München 1985 (MTU 87); sowie KLAUS GRUBMÜLLER: Das Grotteske im Märe als Element seiner Geschichte. Skizzen zu einer historischen Gattungspoetik, in: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, hg. v. WALTER HAUG / BURGHART WACHINGER, Tübingen 1993 (Fortuna vitrea 8), S. 37–54.

3 Vgl. PETER STROHSCHNEIDER: Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ›New Philology‹, in: Philologie als Textwissenschaft. Alte und Neue Horizonte, hg. v. HELMUT TERVOOREN / HORST WENZEL, Berlin 1997 (ZfdPh-Sonderheft 116), S. 62–86.

4 Vgl. hierzu KLAUS GRUBMÜLLER: Gattungskonstitution im Mittelalter, in: Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster. Ergebnisse der Berliner Tagung, 9.–11. Oktober 1997, hg. v. NIGEL F. PALMER / HANS-JOCHEN SCHIEWER, Tübingen 1999, S. 193–210.

von Interferenzen nachzuvollziehen, die sich in historisch zentralen Fällen verdichten und von hier aus jene generischen Felder überhaupt erst aufspannen, die dann von Seiten der Literaturwissenschaft nachträglich als literarische Gattungen beschreibbar sind» (S. 2).

Die gattungstheoretische Perspektive führt somit unmittelbar ins Zentrum rezenter mediävistischer Debatten um die Alterität und Situativität mittelalterlicher Literatur zurück, weshalb die oftmals ungeliebte und akademisch wirkende Disziplin neue Aktualität beanspruchen darf. Doch ist ungeachtet aller Alteritätskonzepte auch in den neueren Literaturwissenschaften eine Renaissance des Interesses an Gattungsfragen unübersehbar, wobei auch dort das <hybride Genre> den Ausgangspunkt für Neuvermessungen des generischen Feldes bietet.⁵ Insbesondere die Übergänge von Lyrik und Narration sind jüngst vermehrt in den Blick gerückt, was nicht zuletzt dem Erfolgslauf der narratologischen Analysemethode geschuldet ist, der zu einer mitunter etwas ausufernden Ausweitung des Erzählbegriffs auf die unterschiedlichsten Nachbargebiete geführt hat.⁶

Um solche Übergänge zwischen Lyrik und Narrativik – oder begrifflich vielleicht genauer, um Übergänge zwischen lyrischen und narrativen Formen⁷ – geht es nun auch BLEUMER und EMMELIUS. Sie betonen, dass Lyrik und Narration nicht als unvereinbare Gegensätze anzusehen sind, sondern im Gegenteil als untrennbar aufeinander bezogen: «Dass Lyrik und Narrativik ganz offensichtlich nicht in schlichter Abgrenzung voneinander zu denken sind, sondern sich in ihnen wechselseitig wirksame Bedingungsverhältnisse artikulieren, deutet sich schon in ihren auffällig gegenläufigen Möglichkeiten an, Zeit zu

5 Die Faszination an einer <Poetik des Hybriden> entspringt dabei nicht nur der postmodernen Lust am Systembruch, sondern trifft sich mit den begriffsanalytischen Erkenntnissen der gattungstheoretischen Forschung, die zur Ablösung von starren Gattungsrastern durch einen prototypisch bestimmten Gattungsbegriff geführt haben, dem sich die Einzeltexte im Rahmen einer <Familienähnlichkeit> zuordnen lassen, vgl. hierzu zusammenfassend RÜDIGER ZYMER: *Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft*, Paderborn 2003. Daran lässt sich die Frage anknüpfen, warum sich trotz der unterschiedlichen literaturinstitutionellen Ausgangsbedingungen in Bezug auf generische Unschärfen ähnliche Befunde in vormoderner wie in moderner Literatur ergeben.

6 Vgl. hierzu allgemein den Band: *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*, hg. v. VERA NÜNNING / ANSGAR NÜNNING, Trier 2002 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium 5). Für den Bereich der Lyrik im Speziellen sind in erster Linie die Arbeiten von PETER HÜHN und JÖRG SCHÖNERT zu nennen, vgl. dies.: *Zur narratologischen Analyse von Lyrik*, in: *Poetica* 34 (2002), S. 287–305; sowie den Band: *Lyrik und Narratologie. Text-Analysen zu deutschsprachigen Gedichten vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*, hg. v. JÖRG SCHÖNERT / PETER HÜHN / MALTE STEIN, Berlin 2007 (Narratologia 11).

7 Zur Notwendigkeit der Beachtung unterschiedlicher begrifflicher Ebenen in der Gattungsforschung vgl. grundlegend KLAUS HEMPFER: *Gattungstheorie. Information und Synthese*, München 1973 (UTB 133).

figurieren und ästhetisch in Erfahrung zu bringen. Die Prozesse der narrativen Zeitan eignung durch die Erzählung und die zeitintensiven Präsenzeffekte lyrischer Formen müssten sich darum ihrer Grundstruktur nach als zwei Seiten einer Medaille betrachten lassen. Nimmt man diese allgemeine strukturelle Verwandtschaft genauer in den Blick, dann scheint sie jedenfalls eine Fülle von literarischen Übergangsphänomenen miteinander zu verbinden» (S. 2).

Bei der Analyse dieser wechselseitigen Verwobenheit stehen insbesondere zwei Aspekte im Vordergrund, die deutlich erkennbar durch die Vorgaben des narratologischen Paradigmas bestimmt sind: Neben der bereits im angeführten Zitat prominent vertretenen Kategorie der Zeit, die sich, wie auch in den meisten der folgenden Beiträge des Bandes deutlich werden wird, besonders als Ausgangspunkt für die Unterscheidung von lyrischen und narrativen Qualitäten eignet, steht das lyrische Ich im Vordergrund, das sich unter narratologischer Perspektive der *discours*-Kategorie der Stimme zuordnen lässt bzw. aus Sicht der narratologischen Lyrikanalyse sogar einen Effekt der Selbstzuschreibung einer Geschichte auf der *discours*-Ebene darstellt. Mit Recht betonen BLEUMER und EMMELIUS jedoch, dass es fraglich ist, ob mit dieser These von der narrativen Selbstbezüglichkeit die lyrische Qualität schon hinlänglich erfasst ist. Unter spezifisch mediävistischem Blickwinkel sind zur notwendigen Modifikation des Konzepts insbesondere die besonderen medialen Bedingungen mittelalterlicher Literatur zu berücksichtigen, die in ihrem Spannungsverhältnis von mündlicher Aufführungssituation und textueller Fixierung die Ich-Konzeptionen der Texte entscheidend prägen.

Vor diesem theoretischen Hintergrund bewegen sich die Einzelbeiträge des Bandes, die in vier Themenbereiche gruppiert sind: Auf die erste Sektion <Theorien, Konzepte, historische Leitmodelle>, die im Wesentlichen den interdisziplinären Anteil der Aufsatzsammlung bietet, folgen drei von der älteren deutschen Literatur dominierte Kapitel: Zunächst <Episches in Lyrischem>, dann <Lyrisches in Epischem>, und schliesslich ein Ausblick auf <Lyrisch-narrative Übergänge in der Mystik>.

In der vorliegenden, aus germanistisch-mediävistischer Sicht verfassten Rezension soll aus dem ersten Teil nur der Beitrag von JAN BORKOWSKI und SIMONE WINKO (<Wer spricht das Gedicht? Noch einmal zum Begriff <lyrisches Ich> und zu seinen Ersetzungsvorschlägen>) herausgegriffen werden, der gleichsam als zweite Einleitung einen hilfreichen Überblick über die Begriffsgeschichte des lyrischen Ichs bietet. Dieser Terminus ist bei der Betrachtung generischer Interferenzen zwischen Erzählung und Lyrik deshalb zentral, da seine Problematik erst zu dem Versuch geführt hat, narratologische Analysekriterien auf Lyrik zu übertragen. BORKOWSKI und WINKO gehen dabei der Frage nach, ob es angemessen ist, «das überwiegend als gattungskonstitutiv eingeschätzte Konzept einer spezifisch lyrischen Sprechinstanz durch ein erzähltextanaly-

tisches zu ersetzen» (S. 44). Diese Frage ist nun insbesondere auch für den Mediävisten relevant, da das «als gattungskonstitutiv eingeschätzte Konzept» auf vormoderne Lyrik ohnedies nie so recht zu passen schien. Angesprochen ist damit die jüngst lebhaft geführte Diskussion um die Fiktionalität insbesondere des Minnesangs, bei der die Frage nach der Aufspaltung lyrischer Sprechinstanzen eine prominente Rolle eingenommen hat.

Von allzu starren Festlegungen dieser Diskussion unbelastet unterziehen BORKOWSKI und WINKO die Möglichkeiten der Gestaltung von Sprechinstanzen einer eingehenden Analyse und kommen dabei zu einem offenen Modell: Gedichte können eine Sprechinstanz evozieren (die entweder als textintern oder textextern vorzustellen ist), dies muss aber auch nicht der Fall sein. Die Sprechinstanzen wiederum können in vielfältiger Beziehung zum empirischen Autor stehen. Damit wird die Chance eröffnet, auf pauschale A-priori-Setzungen in der Fiktionalitätsdebatte zu verzichten: Gedichte können fiktional sein, aber nicht alle Gedichte müssen fiktional sein.⁸ Wie BORKOWSKI und WINKO betonen, dürfte gerade ein solches offenes Modell der Vielgestaltigkeit des Phänomens Lyrik gerecht werden, die ja nicht nur in der historischen Differenz, sondern auch in der Verschiedenheit von nebeneinander existierenden Gedichtformen besteht.

Dass diese Vielgestaltigkeit in der Wahrnehmung der Forschung oftmals auf wenige Typen reduziert erscheint, zeigt sich auch im zweiten Abschnitt des Bandes, der «Episches in Lyrischem» behandelt: Drei der vier Beiträge beschäftigen sich ausschliesslich mit der (zweifellos attraktiveren und vor allem lyrischeren) Form des Minnesangs, während der Sangspruch nur in einem Aufsatz berücksichtigt wird. Alle drei Beiträge zum Minnesang nehmen von der Kategorie der Zeit ihren Ausgang, um zwischen Narrativem und Lyrischem zu unterscheiden: ALBRECHT HAUSMANN etwa differenziert in seinem Beitrag («Verlust und Wiedergewinnung der Dame. Zur inhaltlichen Funktion von Narrativierung und Entnarrativierung im Minnesang») zwischen dem Sprechen von Abwesendem, wie es im Wechsel oder im Tagelied ersichtlich wird, und dem Modus der Vergegenwärtigung, bei dem ein Ich über seinen gegenwärtigen Zustand spricht. Beide Modi umkreisen nun auf ihre Weise ein inhaltliches Problem, nämlich die Unverfügbarkeit der Dame. Während im narrativen Modus zwar über die Dame erzählt werden kann, diese damit aber stets nur in der Vergangenheit verfügbar wird, ist der lyrische Modus zwar präsentisch, die fiktive Minnedame unterliegt aber einem redepragmatischen Tabu, da sich der Sänger nicht *rüemen* darf. Aus dieser Spannung bezieht nach HAUSMANN die Entwicklung des Minnesangs um 1200 ihre Dynamik.

⁸ Dies entspricht der Position von RÜDIGER ZYMNER: Lyrik. Umriss und Begriff, Paderborn 2009, S. 10–20.

Die von HAUSMANN entworfene Entwicklungsgeschichte führt zunächst von der im donauländischen Minnesang gewählten narrativen Option zur lyrischen Option des hohen Sings, doch auch hier entzieht sich die nun zwar zeitlich präsente, aber in die Selbstreflexion des Ichs verschwindende Dame. Der Versuch, das Du der Dame wieder herzustellen, führt notwendigerweise zur erneuten Narrativierung, die dann in den hochkomplexen Konzeptionen Reinmars, Walthers und Heinrichs von Morungen ersichtlich wird. Den Ausweg aus dieser Kreisbewegung bietet schliesslich die Literarisierung der Problematik, nach der man sich «nun ohne weiteres für die narrative oder lyrische Option» entscheiden und «den jeweiligen Preis in Kauf» (S. 180) nehmen kann. Dass HAUSMANN damit aber ausgerechnet bei Ulrich von Liechtenstein angekommen ist, in dessen «Frauendienst» die Kreisbewegung doch gerade in einem Text integriert erscheint, könnte allerdings auf einen zu hohen Grad der Schematisierung seines Modells hinweisen.

KATHARINA PHILIPOWSKI rekapituliert in ihrem Beitrag («Zeit und Erzählung im Tagelied. Oder: Vom Unvermögen des Präsens, Präsenz herzustellen») zunächst die in Verruf geratene Position EMIL STAIGERS zum Lyrischen: Das Lyrische als gänzlich Unvermitteltes steht auf einer anderen Ebene als die Lyrik, die immer nur eine mögliche Vermittlungsform des Lyrischen sein kann, und stellt damit «eben gerade keine sprachliche Kategorie» mehr dar, «sondern eine anthropologische» (S. 183). PHILIPOWSKI sieht daher in STAIGERS Äusserungen zur Lyrik als gattungstypologischer Mischform die Kategorien von zeitlicher Sequenzialität und Medialität vorweggenommen, die in der modernen narratologischen Theorie eine besondere Rolle spielen, denn auch dort wird die prinzipielle Vermitteltheit menschlicher Erfahrung betont. Zurecht fragt PHILIPOWSKI jedoch, ob Sequenzialität und Medialität tatsächlich spezifisch für Narration sind, oder diese nicht vielmehr Charakteristika von Textualität oder Sprache überhaupt darstellen. Es ist fast ein wenig bedauerlich, dass PHILIPOWSKI diesen Gedanken nicht noch weiter ausführt, denn das hiesse nichts Geringeres, als dass eine Narratologie, die sich auf diese Kriterien beschränkt, in Wirklichkeit gar nicht genügend trennscharf für den Gegenstand ist, den sie im Titel trägt; und dies würde wiederum erklären, warum sich eine solche «narratologische» Analyse so erfolgreich auf Nachbargattungen übertragen lässt: nicht weil überall Erzählungen aufzuspüren sind, sondern weil die Narratologie eben mehr fassen kann als bloss Erzählungen.

Bei ihrer folgenden Analyse der Zeitstruktur des Tageliedes schwenkt PHILIPOWSKI jedenfalls wieder auf die traditionelle Zuschreibung der Vermittlung an die Erzählinstanz ein. Die unverfügbare Liebesvereinigung als lyrischer, zeitenthobener Moment kann ähnlich, wie HAUSMANN dies herausgestellt hat, nur aus der in der Zeit erfolgenden Narration hervorgetrieben werden, bzw. aus dem Erzähler selbst: «Der Stillstand der Zeit, also die Entstehung von Präsenz in der *histoire*, den ich für den zentralen Aspekt der Erfüllung

halte, setzt die Sukzession des *discours* voraus, bzw. die Vermittlung durch den Erzähler» (S. 200). Diese Abbildung des Verhältnisses von Vermittlung und Unmittelbarkeit auf die Ebenen von *discours* und *histoire* läuft aber Gefahr, ins Grundsätzliche des Verhältnisses zwischen dem Wie und dem Was der Aussage abzugleiten: «Vereinigung findet im Tagelied – wie in der Literatur ganz generell – nur als beschriebene, genauer, als vom Erzähler beschriebene statt» (S. 201). Zu überlegen wäre, ob der unvermittelte Moment der Vereinigung gar nicht auf der *histoire*-Ebene angesiedelt werden kann, weil er eben ein lyrischer und kein narrativer ist.

PHILIPOWSKI arbeitet weiter heraus, dass das Tagelied notwendigerweise auf einen extradiegetischen Erzähler angewiesen ist, weil nur durch eine solche Instanz jene Distanzierung des Erzählten möglich wird, die sein Aussprechen, und damit die Vergegenwärtigung des Vergangenen, ermöglicht. Die Episierung der Liebesvereinigung wäre also unter dieser Perspektive gesehen in erster Linie ein Zeitproblem und nicht eines des höfischen Redetabus. Eine eigene Lösung dieses Zeitproblems – auch hier ergeben sich Berührungspunkte zwischen den Beiträgen von PHILIPOWSKI und HAUSMANN – böten dann Walther in seinem Tagelied und im Lindenlied sowie Morungen mit dem Tagelied-Wechsel.

CAROLINE EMMELIUS widmet sich in ihrem Beitrag («Zeit der Klage: Korrelationen von lyrischer Präsenz und narrativer Distanz am Beispiel der Minneklage») der Klage, die von der Zeitstruktur her gesehen eine widersprüchliche Ausgangssituation bietet: Einerseits soll mit der Klage zurückliegendes Geschehen präsent gehalten werden, andererseits dieses aber auch als abgeschlossenes, unwiederbringliches rational reflektiert werden. Damit vereinige «der Diskurs der Klage sowohl lyrische als auch narrative Qualitäten» (S. 216). Dieser ambivalenten Zeitstruktur entspricht auch jene der räumlichen Komponente, die durch An- und Abwesenheit bestimmt wird. EMMELIUS entwirft zunächst modellhaft eine strikt gegenläufige Raum-Zeit-Relation der Klage (räumliche Abwesenheit führt zur Dominanz der Zeit, Anwesenheit hingegen zu ihrem Verschwinden); wie sich dann bei der folgenden Analyse der Minnelieder Friedrichs von Hausen zeigt, sind aber wohl noch weitere Möglichkeiten der Gestaltung des chronotopischen Beziehungsgeflechts möglich. Zur paradoxen, weil ihrer zu beklagenden Geschichte verlustig gehenden Angelegenheit wird die Klage dann bei Reinmar, bei dem die Narration nur mehr in Ansätzen zu erkennen ist. Hier bringt EMMELIUS die wichtige, von der narratologischen Lyrikanalyse zumeist ausgeblendete Unterscheidung KARLHEINZ STIERLES zwischen Geschehen und Geschichte ins Spiel:⁹ Das Geschehen faltet sich bei Reinmar nicht mehr zur Geschichte aus.

9 Vgl. KARLHEINZ STIERLE: *Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte*, in: ders.: *Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft*, München 1975 (UTB 423), S. 49–55.

Während die drei Beiträge zum Minnesang also die Zeitstruktur des *paradoxe amoureux* umkreisen, wählt der Aufsatz von TIMO REUEKAMP-FELBER (‹Literarische Formen im Dialog. Figuren der *matière de Bretagne* als narrative Chiffren der volkssprachigen Lyrik des Mittelalters›), der nun auch Sangspruch berücksichtigt, bezeichnenderweise einen anderen methodischen Blickwinkel: Ausgangspunkt ist hier ein intertextuell determinierter Gattungsbegriff. Damit verbunden ist auch ein Wechsel der begrifflichen Ebenen: An die Stelle der Betrachtung der Schreibweisen ‹lyrisch› versus ‹episch› tritt die Lyrik als Gattung im eigentlichen Sinn.

Konkret geht es bei REUEKAMP-FELBER um intertextuelle ‹Kürzel›, nämlich um Namenszitate, mit denen der zugehörige epische Kontext in lyrischen Texten aufgerufen werden kann.¹⁰ Diese Interfiguralität führt zu einem Dialog zwischen lyrischem Text und narrativem Prätext, der von REUEKAMP-FELBER mithilfe der drei Kategorien ‹Korrespondenz und Partizipation›, ‹Kontrastierung› und ‹Travestie› typisiert wird. Der Dialog kann mithin affirmativ, oppositionell oder parodistisch geführt werden. Gerade bei der kontrastiven Übernahme kann das durch das Figurenzitat evozierte Sinnpotential dann auch wieder auf den Verständnishorizont des narrativen Prätextes zurückwirken.

Die folgende, dritte Sektion ‹Lyrisches in Epischem› des Bandes wird mit dem Beitrag ‹Epische Lyrik, lyrische Epik. Wolframs von Eschenbach Werk in transgenerischer Perspektive› von MANUEL BRAUN eröffnet, der insofern einen guten Übergang bietet, als BRAUN sich dem Problem genau genommen noch von beiden Seiten annähert, nämlich sowohl vom ‹Epischen im Lyrischen› als auch vom ‹Lyrischen im Epischen› her. Als exemplarischer Fall dient ihm dabei das Werk Wolframs von Eschenbach, der zur prominenten Gruppe jener Autoren gehört, die in beiden Gattungen reüssiert haben. Grundsätzlich zeigt sich BRAUN dem Anliegen gegenüber skeptisch, die Grenzen zwischen Epik und Lyrik gänzlich zu verwischen, daher versteht sich sein Beitrag ausdrücklich als Versuchsanordnung, bei dem die Möglichkeiten, aber auch die Limitierungen des Verfahrens aufgezeigt werden sollen. Dazu lässt sich BRAUN zunächst darauf ein, probeweise Wolframs Tagelieder als Epik und den ‹Parzival› als Lyrik zu lesen, um so den Punkt zu erreichen, an dem dieser Versuch fehlschlagen muss.

Eine narratologische Annäherung an Wolframs Tagelieder liegt natürlich schon aufgrund des immanent narrativen Charakters nahe, der diesen Texten zukommt. BRAUN geht nun sogar soweit, die Lieder in eine werkgeschichtliche Ordnung zu bringen, die auf eine gewollte fortschreitende Narrativierung in Wolframs Œuvre hindeuten könnte.¹¹ Betroffen von dieser Narrativierung

¹⁰ Anschauungsbeispiele sind dabei Namenszitate aus der *matière de Bretagne*, insbesondere aus dem ohnedies Lyrik-affinen ‹Tristan›-Stoffkreis.

¹¹ Eine solche Entwicklungsgeschichte muss natürlich immer spekulativ bleiben. Zudem wird Wolframs Lyrikproduktion abseits der Tagelieder völlig ausgeklammert.

sind dabei nicht nur *discours*-Phänomene wie etwa die Fokalisierung und die Gestaltung der Erzählinstanz, sondern auch die Semantik, deren Annäherung an «epische» Konzepte bekanntlich im Lob der Ehe in «Der helden minne» zu kulminieren scheint.

Umgekehrt nimmt aber auch der «Parzival» semantisch auf Minnesang-Konzepte und damit auf lyrische Konstanten Bezug. Übergangsmomente sieht BRAUN zudem in der formalen Gestaltung gegeben, etwa ganz grundlegend in der Tatsache, dass auch epische Texte wie der «Parzival» Metrum und Reim aufweisen. Bei Wolfram ist diese klangliche Komponente in der Epik darüber hinausgehend noch besonders intensiviert, wie BRAUN anhand der «hypermetrischen»¹² Triumphlisten Parzivals und Feirefiz' vom Ende des «Parzival» demonstrieren kann.

Dennoch gibt es grundlegende Differenzen zwischen den Tageliedern als Lyrik und dem «Parzival» als Epik, nämlich in der unterschiedlichen Fokalisierung, dem pronominalen Hervortreten des Erzählers, und schliesslich auch semantisch darin, dass die Minnehandlung nur in den narrativen Texten tatsächlich auserzählt wird. Die eigentlich fundamentalen Unterschiede liegen für BRAUN jedoch in der Form bedingt, also in der Opposition von Strophe und Reim, sowie in der pragmatischen Vortragssituation.

Als Folgerung aus seiner Analyse plädiert BRAUN dafür, die Grenze zwischen Lyrik und Epik nicht zu schwach zu markieren. Diese Gefahr bestünde bei der narratologischen Lyrikanalyse, die die narrativen Anteile der Gedichte gegenüber ihrer lyrisch-formalen Faktur zu stark betone. Ähnlich, wie dies bereits in Ansätzen bei PHILIPOWSKI der Fall war, wendet sich auch BRAUN insbesondere dagegen, den Erzählbegriff lediglich an Sequenzialität rückzubinden, da dieser damit auf das Moment der blossen Abfolge reduziert wird.

Die Bedenken BRAUNS treffen jedoch meines Erachtens mehr den streng narratologischen Ansatz von HÜHN und SCHÖNERT¹³ als das Projekt der Untersuchung generischer Interferenzen an sich. Zu berücksichtigen ist einmal mehr die Differenzierung zwischen den begrifflichen Ebenen: Natürlich wäre es verfehlt, den Unterschied zwischen Epik und Lyrik zu nivellieren, aber dass in beide Gattungen Episches und Lyrisches einfließen kann, zeigen gerade BRAUNS aspektreiche Analysen besonders deutlich. Wenn BRAUN dann

12 Vgl. zu deren wohl bewusst devianten metrischen Struktur schon NIGEL F. PALMER: Zum Liverpooler Fragment von Wolframs «Parzival», in: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag, hg. v. KURT GÄRTNER / JOACHIM HEINZLE, Tübingen 1989, S. 151–181, hier S. 155; sowie GESA BONATH: Untersuchungen zur Überlieferung des Parzival Wolframs von Eschenbach, Lübeck/Hamburg 1970, Band I, S. 76.

13 Vgl. hierzu die Anm. 6 genannte Literatur.

auch selbst von der Möglichkeit einer Skalierung der Texte zwischen Epik und Lyrik ausgeht und im abschliessenden Teil seiner Studie auf die Mehrdeutigkeit der Formen in einem bewusst ausgewählten Grenzfall, Wolframs Titulierung, hinweist, scheint er zumindest nicht im Gegensatz zu den anderen Beiträgern des Bandes zu stehen. Bezeichnend ist schliesslich ein Satz aus dem Fazit, das BRAUN zieht: «Um Ausnahmen handelt es sich, geht man von Idealtypen aus, allerdings bei sämtlichen untersuchten Wolfram-Texten» (S. 307). Dies ist nun auch aus gattungstheoretischen Diskussionen anderenorts bestens vertraut und zeigt genau die Problemlage an: Statt der erwarteten Idealtypen begegnen überall nur Ausnahmefälle.

Im Beitrag von ARMIN SCHULZ («Minnedämmerung? Zur Funktion von Minnesang-Zitaten in Herborts von Fritzlar ‹Liet von Troye›») dominiert wie in jenem von REUEKAMP-FELBER die intertextuelle Perspektive, diesmal jedoch von der anderen generischen Seite aus gesehen, geht es doch um lyrische Versatzstücke in Herborts von Fritzlar ‹Liet von Troye›. SCHULZ wendet sich gegen die eindimensionale, axiologische Lektüre, die diesem Text bislang in der Forschung zu Teil wurde, und der auch die auffällige Inserierung von Minnesang-Zitaten untergeordnet wurde, die sich bei Herbort finden lässt.

Nach SCHULZ lassen sich diese Zitate viel ambivalenter deuten denn als bloss kontrastästhetische Mittel zur klerikalen Abqualifizierung der höfischen Minnekonzeption; denn diese Ambivalenz sei bereits in dieser Minnekonzeption selbst angelegt, der aufgrund ihrer agonalen Grundstruktur negative Konnotationen wie Gewalt und Krieg durchaus nicht fremd blieben. SCHULZ demonstriert dann anhand von topischen Natureingangsschilderungen, die auf den ersten Blick willkürlich in den Text inseriert erscheinen, dass das semantische Potential dieser von ihm als lyrisch-spezifisch angesehenen Zitate gar nicht so sehr in der syntagmatischen, konzeptionellen Dimension zu sehen ist, als vielmehr in ihrer paradigmatischen. Überraschenderweise führt also die intertextuelle Verfahrensweise nicht, wie es das Klischee will, zu einem Dialog unterschiedlicher Texte, sondern zu einer Selbstbespiegelung der sprachlichen Faktur des einen Textes in einer Art paradigmatischer Echokammer.

Eine solche paradigmatische Überstrukturierung und Ausstellung von Sprachlichkeit ist nun aber gerade ein lyrisches Verfahren, was den Blick auf die Angemessenheit neuzeitlicher narratologischer Kohärenzbegriffe auf mittelalterliche Texte lenkt: Dass «Wiederholungsstrukturen auf unterschiedlichen Ebenen [...] mittelalterliches Erzählen dominanter prägen als syntagmatisch schlüssige Verknüpfungen, ist jenseits des arthurischen Doppelwegs lange nicht angemessen beachtet worden. [...] Indem paradigmatisches Erzählen geringeres Gewicht auf syntagmatische Integration und Verknüpfung legt, nähert es sich in seinem zentralen Verfahren der Sujetfügung, eben der Paradigmatisierung, stark der Lyrik an» (S. 326). Vom Bezugspunkt moderner Begriff-

lichkeit aus gesehen hiesse das dann also nichts weniger, als dass vormodernes Erzählen grundsätzlich im gesteigerten Masse als lyrisch zu bezeichnen ist.

HARTMUT BLEUMER schliesslich (‹Die Zeit Ulrichs von Liechtenstein. Oder: Die Entdeckung der Realität aus dem Geist der Lyrik ›) befasst sich mit Ulrichs von Liechtenstein ‹Frauendienst›, mithin einem Text, der als Paradebeispiel generischer Interferenz gelten kann, da er durch die in den Erzähltext inserierten Minnelieder nun ganz eindeutig sowohl Lyrisches und Episches als auch Lyrik und Epik vereint. BLEUMER geht dabei zunächst aber nicht von der Grenzüberschreitung zwischen den generischen Seiten aus, sondern von jener zwischen Literatur und Realität. Diese scheint für den Protagonisten in Ulrichs ‹Frauendienst› auf den ersten Blick sogar möglich zu sein, wenn sie nicht durch die Spannung von Epik und Lyrik dann doch wieder prekär werden würde. Im ‹Frauendienst› prallen nämlich zwei unterschiedliche generische Zeitkonzeptionen zusammen: Ulrich als Figur einer Erzählung, die notwendigerweise Anfang, Mitte und Schluss aufweisen muss, versucht, die von der Lyrik vorgezeichnete zeitlos unverfügbare Idealität der Minnedame zu erreichen.

Hier ist also der auch in den Beiträgen von HAUSMANN und PHILIPOWSKI behandelte paradoxe Zeiteffekt angesprochen, auf den es BLEUMER mit seinem transgenerischen Ansatz besonders ankommt,¹⁴ nämlich dass (zeitlose) Präsenz nur durch die Umschreibung in einem Geschehensverlauf evoziert werden kann. Notwendigerweise würde die vollständige Herstellung dieser Präsenz aber die Aufhebung der Geschichte verlangen: «Die von Ulrich thematisierte Zeit ohne Anfang und Ende beruht [...] auf einer Absenzfigur. Ihre Endlosigkeit kann nur gedacht werden als die Abwesenheit der Geschichte» (S. 337). Dagegen kann sich der Held nur wehren, indem er sich der Geschichte verweigert und quasi in einer zyklischen Zeitstruktur Zuflucht nimmt, nämlich in einer fortwährenden Wiederholungshandlung seines Werbens.

Dieses Zeitproblem bleibt nach BLEUMER nun auch für den Erzähler nicht ohne Konsequenzen. In auffälliger Weise berichtet der Ich-Erzähler etwa von seinen ritterlichen Erfolgen und versucht diese mit aus der Realität bezogenen Fakten zu belegen, jedoch scheint die Zeitstruktur dieser Ereignisse zu einem langweiligen linearen Geschehen zu verschwimmen, dem gerade die narrative Spannung zwischen Anfang und Ende fehlt. Immer dann jedoch, wenn der Protagonist versucht, seiner Erfolgsgeschichte einen Abschluss zu geben, führe dies zu Problemen, so etwa in der nach BLEUMER metapoetisch lesbaren Minnefinger-Episode: Dieser muss erst abgeschnitten werden (und damit aus der Geschichte entfernt werden), um die Vereinigung mit der Dame zu erreichen.

14 BLEUMER hat diesen Effekt bereits in einer Reihe von früheren Studien herausgearbeitet, vgl. hierzu die Anm. 1 genannte Literatur.

Auch der Erzähler muss sich daher zur fortwährenden Wiederholungshandlung aufschwingen, die im endlosen Frauendienst besteht, nur ist er sich im Unterschied zu seinem Protagonisten bewusst, dass dieser nicht abschliessbar ist. Dementsprechend findet der Akt des Erzählens dann auch kein rechtes Ende, sondern löst sich im zweiten Teil des Textes auf; die Minneerfüllung hingegen wird in die in den Text inserierten Lieder hinein verschoben. Die Intensivierung dieser Erfüllung war jedoch ohne den Durchgang durch die Erzählung nicht möglich: «Die lyrischen Texte [...] verschieben die Position des Subjekts in ein Jenseits der Geschichte. Die subjektive Zeitkonstituierung narrativer Strukturen ist damit in der Lyrik gerade nicht zurückgenommen, sie wird intensiv und zum gegenwärtigen Geschehen verstetigt: Sie erscheint als eine entzeitlichte Gegenwart, als lyrisches Präsens im Komplement zum epischen Präteritum» (S. 354). Die Erzählung ist also am Ende des Textes dialektisch «aufgehoben». In dieser fast schon hegelianisch anmutenden Denkfigur wird mithin der prozesshafte Nachvollzug des Sinns zum Sinn, und selbst diese Figur lässt sich – wohl etwas augenzwinkernd – narratologisch fassen: «Aber vielleicht formt sich die eigentliche narrative Struktur ja auch über einen ganz anderen Protagonisten aus. Wenn man die Geschichtsstruktur in den Liedern, ihrer Abfolge, ihren programmatischen Wechseln, in dem Erkenntnisprozess, den sie ermöglichen, sehen könnte, dann wäre zu sagen: Der eigentliche Held des «Frauendienstes», das ist nicht die Figur eines Ritters, es ist der Sang Ulrichs von Liechtenstein» (S. 355) Die generische Interferenz erscheint also selbst als ein auf der *discours*-Ebene angesiedeltes «Darbietungsereignis».¹⁵

Den Abschluss des Bandes bietet dann das Kapitel «Lyrisch-narrative Übergänge in der Mystik». Die Beiträge von SANDRA LINDEN und BURKHARD HASEBRINK zeigen, dass sich die lyrisch-narrative Transgressionsfigur auch auf geistliche Texte anwenden lässt, wobei wieder das Moment der Unverfügbarkeit (diesmal aber von der Minnedame auf Gott bzw. die *unio* hin gewendet), die Spannung von Zeitlichkeit und Präsenz sowie insbesondere die Gegenwartigkeit des Klangs eine entscheidende Rolle spielen.

SANDRA LINDEN («Der *inwendig* singende Geist auf dem Weg zu Gott. Lyrische Verdichtung im «Fließenden Licht der Gottheit» Mechthilds von Magdeburg») beschäftigt sich mit dem «Fließenden Licht der Gottheit» Mechthilds von Magdeburg, einem Text also, der auf eine ganze Reihe von literarischen Traditionen zurückgreift und daher von einer Pluralität der Redeformen geprägt ist, wobei auch die Grenzen zwischen Lyrischem und Narrativem verwischt werden. Diese Übergänge reflektieren nach LINDEN die Ambivalenz mystischen Sprechens, das eigentlich zur Narration strebt, aber kurz vor der

15 Vgl. ausführlicher zu diesem in der narratologischen Lyrikanalyse prominenten Begriff den hier nicht näher besprochenen Beitrag von PETER HÜHN aus dem rezensierten Band (Geschichten in Gedichten. Ansätze zur narratologischen Analyse von Lyrik, mit einem Ausblick auf die Lyrik Shakespeares und den Petrarkismus).

unio-Darstellung die Erzählung aussetzen muss. An diesem Punkt kommt das Lyrische ins Spiel, das aufgrund seiner sanktionierten Abweichung von den Normen der Alltagssprache, seiner mangelnden Referenz auf die äussere Welt und seiner erhöhten Ansprüche an die ästhetische Dimension besonders für das Darstellungsziel der Mystik geeignet ist.

Im «Fließenden Licht der Gottheit» äussert sich das Lyrische konkret in der Verwendung anaphorischer Reihungen, die sich zu regelrechten Klangkaskaden auswachsen. Diese Intensivierung der klanglichen Dimension entspricht der Bedeutung des Gesangs, die sich schon aus der Traditionsbindung an das Hohelied ergibt, aber auch im Text selbst angesprochen wird: Worte bleiben defizitär, allein die Stimme verweist auf die Transzendenz. Damit greift Mechthild die in der Tradition entworfene Vorstellung von den inneren Sinnen der Seele, die speziell für die Gotteserkenntnis zuständig sind, auf, «und gibt dem inneren Sinn mit dem lyrischen Sprechen einen eigenständigen Ausdrucksraum. Das lyrische Sprechen wird ihr zur adäquaten Umsetzung der erkenntnistheoretischen Konzeption des inneren Sinns; die spielerische lyrische Harmonie zwischen Wort und Klang, die in der Schrift nicht abgebildet, aber mitgedacht wird, bietet einen vielschichtigen Ahnungsraum für ein Verstehen und Sprechen in der Sprache Gottes» (S. 385). Die Sprache der Seele ist also nicht mehr die reguläre Sprache, sondern eine lyrische, die sich von der gängigen Kommunikation absetzt.

BURKHARD HASEBRINK stellt in seinem Beitrag («Gegenwart im Klang? Überlegungen zur Kritik des *jubilus* bei Tauler») die Predigt «Ascendit Jhesus in naviculam que erat Symonis» von Johannes Tauler in den Mittelpunkt, «in der präsentisches Sprechen weder lyrisch inszeniert noch narrativ kompensiert, sondern vom Text-Ich dezidiert abgewiesen wird» (S. 388). Stattdessen werde von Tauler ein rhetorisch-diskursives Verfahren privilegiert, das das Narrative, aber auch das Lyrische hinter sich lasse. Zwar ist auch bei Tauler das als lyrisch zu bezeichnende Moment des Klangs in Form des *Jubilus* dem Narrativen übergeordnet und führt im Gegensatz zu diesem näher auf das Unverfügbare (also auf die *unio*) hin. Aber selbst dieses Lyrische muss nochmals transgrediert werden, da gerade die überbordende Sinnlichkeit, wie sie in der Unmittelbarkeit des *Jubilus* zum Ausdruck kommt, die Einheit mit dem Transzendenten wiederum verfehlt.

War in den bisherigen Beiträgen also das Lyrische letztlich immer als Zielpunkt einer Bewegung auf das Unverfügbare hin anvisiert, geht HASEBRINK mit Tauler noch einen Schritt weiter über das Lyrische hinaus. Die eigentliche Pointe von HASEBRINKS Beitrag besteht nun darin, dass er die Tauler'sche Denkfigur, die er über die Anwendung von BLEUMERS Ansatz zur Beschreibung generischer Interferenzen gewonnen und näher spezifiziert hat, wieder auf den Minnesang zurückwendet, wodurch der für das Lyrische zunächst evident erscheinende

Präsenzeffekt brüchig wird: «Doch könnte es lohnend sein zu fragen, ob es nicht auch eine Bewegung innerhalb des Lyrischen gibt, der Präsenzwirkung des Klangs zu misstrauen oder sie zumindest in ein Spannungsverhältnis zur Artifizialität ihrer Herstellung zu setzen» (S. 391). Wenn man diese Frage bejaht, dann könnte dies darauf hindeuten, dass auch das Authentizitätsproblem des höfischen Sanges seinen Grund vielleicht sogar letztlich in der Beschaffenheit des Lyrischen selbst hat: «Wenn man [...] das Lyrische als generisches Muster versteht, in dem Liebe Klang wird, dann steht zugleich der Verdacht im Raum, dass Liebe zum Effekt des artifiziiellen Klangs wird. Dann schlieÙe aber die Rede von der lyrischen Präsenz um in ihr Gegenteil einer medial inszenierten und rhetorisch indizierten Simulation. Das Glaubwürdigkeitsproblem der höfischen Sänger [...] wäre dann nur eine Maske des Legitimationsproblems einer lyrischen Präsenz, die in ihrer kunstvollen Hervorbringung vielleicht das Werk oder den Ausbruch der Liebe darstellt, das Wesen der Liebe [...] aber durch diese mediale Selbstinduzierung verfehlt» (S. 404).

Nicht erst diese letzte Transgression im Beitrag HASEBRINK dürfte gezeigt haben, als wie fruchtbar sich der Ansatz erweist, den BLEUMER und EMMELIUS in ihrer Einleitung zum vorliegenden Band skizziert haben. Die einzelnen Beiträge liefern eine Fülle von Aspekten, die das Problem der generischen Interferenz in zentrale Bereiche der mediävistischen Diskussion wie etwa die Debatte um die Präsenz oder um die Alterität mittelalterlicher Literatur führen. Die altehrwürdige Gattungsfrage zeigt sich damit zu neuem Leben erwacht, wobei die Potentiale des Ansatzes noch keineswegs ausgelotet erscheinen. Für künftige Forschung bliebe noch einiges zu tun, etwa die genauere Klärung der begrifflichen Ebenen sowie eine genauere Fassung (und Eingrenzung?) des Erzählbegriffs. Auch könnte die Berücksichtigung alternativer narratologischer Modelle zur Aufteilung von *discours* und *histoire*-Ebene gewinnbringend erprobt werden.¹⁶ Zudem sind all jene Aspekte stärker zu berücksichtigen, die im Zuge der Diskussion um eine ‹historische Narratologie› die Aufmerksamkeit der mediävistischen Forschung gefunden haben, etwa die im Beitrag von SCHULZ angeklungene Frage mittelalterlicher Kohärenzbildung oder die besondere Bedeutung mittelalterlicher Stimmlichkeit vor dem Hintergrund ihrer spezifischen Medialität und Materialität. Schliesslich könnte das Konzept auch auf weitere Spielarten narrativer und insbesondere lyrischer Texte ausgeweitet werden, um die Tragweite des Ansatzes für alle Formen mittelalterlicher Lyrik, also auch für jene abseits des Minnesangs, zu erproben, und damit der Vielgestaltigkeit des Phänomens ‹Lyrik› gerecht zu werden.

GABRIEL VIEHHAUSER

¹⁶ Zu denken wären etwa an die Modelle von STIERLE (vgl. hierzu Anm. 9) und WOLF SCHMID: *Elemente der Narratologie*. 2., verbesserte Auflage, Berlin/New York 2008.

Heft 9/2012 – Aus dem Inhalt

REGULA SCHMIDLIN

Zum Erzählerwerb aus linguistischer Sicht: Narrative Strukturen in Monolog und Interaktion

RÉJANE GAY-CANTON

Wenn Heiden und Juden den Christen zum Beispiel werden. Zur Kontroverse um die Empfängnis Marias im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit

YEN-CHUN CHEN

Das Alte und das Neue im <Rappoltsteiner Parzifal>. Komplementarität als kohärenzstiftendes Moment in mittelalterlichen Graldichtungen

MARIO WICKI

Gibt es ein Schweizer Standarddeutsch? Pro und Contra

PETER STOCKER

Adressaten und Adressierungen in Robert Walsers Briefen und ihre editorische Behandlung in der Kommentierten Berner Ausgabe (KBA)

ULRICH WEBER

Vernetzungen: Die textgenetische Edition des <Stoffe>-Projekts von Friedrich Dürrenmatt im Umfeld anderer Nachlass-Editionen

MAGNUS WIELAND / SIMON ZUMSTEG

Hermann Burgers <Lokalbericht>. Von der Archivfiktion zur Archivedition

Germanistik in der Schweiz

ISBN 978-3-033-03520-1



9 783033 031678 >